

EIN GESPRÄCH MIT IVÁN ERÖD

Ein Gespräch mit Iván Eröd ist immer anregend. Er ist ein, wie man so sagt, Vollblut-Musiker, der auch viel über Musik nachdenkt und über sie weiß, ein hochgebildeter Philanthrop, schöngestig orientiert, weltoffen und erfahren, charmant, ein amüsanter Erzähler, und ein Mensch, der aufmerksam zuhören und unverblümt antworten kann.

Ein Komponist, von Berufs wegen. Denn Komponist-Sein ist für ihn ein Beruf, wenn dieser auch, wie er einschränkt, nur in Ausnahmefällen eine existenzielle Sicherheit bieten kann. Eine Berufung zur Arbeit des Komponisten sieht er nicht, eine solche romantische Schönfärberei liegt ihm fern. Natürlich braucht er zum Komponieren einen inneren Zwang und Ansporn, der stellt sich aber nicht mit dem Musenkuß ein, sondern mit dem Wissen um einen Kompositionsanlaß und ein Uraufführungsdatum. Die Inspiration ist das Ergebnis des Arbeitsprozesses, wenn gearbeitet wird, dann kommt die Muse. Deshalb hat Eröd nur wenige Werke aus eigenem Antrieb geschrieben. Er liebt, ja braucht den Auftrag, kapriziert sich aber nicht darauf, daß dieser honoriert sein muß, denn eine Anregung oder ein Wunsch nach einem Werk sind ihm genau so Hilfe zum Anwerfen des Arbeitsprozesses. Am liebsten ist es ihm freilich, wenn er einen Auftrag hat, bei dem ihm freigestellt ist, welche Art von Werk er schreiben würde.

Was ist eigentlich nach Iván Eröds Meinung Komponieren? Die Antwort ist verblüffend einfach: Man schreibt (zumindest in der abendländischen Musik) Noten, die gesungen oder gespielt werden, und hinter diesen steht



eine musikalische Vorstellung, die man kommunizieren möchte. In der jahrhundertalten Diskussion, ob Musik etwas ausdrücken kann oder gar darf, zählt sich Eröd zu denen, für die Musik natürlich etwas ausdrücken kann, ja soll. Er will als Komponist kommunizieren und etwas mitteilen.

Eröd ist ehrlich genug, um auch das Handwerkliche beim Komponieren anzusprechen, wenn er meint, daß Komponieren seit dem Beginn der Mehrstimmigkeit auch immer ein Basteln war: Man bastelte eine Stimme zur vorhandenen hinzu, punctus contra punctum ... Und ein Komponist bastle auch heute noch, meint er verschmitzt lächelnd, dieses Basteln, auch im Sinne des kleinteiligen Probierens, des Verwerten von Mitteln, des Ausprobierens, was mit vorhandenen Mitteln erreicht werden kann, sei Teil des Kompositionsprozesses.

Iván Eröd hat mit vier oder fünf Jahren ordentlich Klavier zu spielen begonnen, mit elf Jahren mit dem Komponieren, ernsthaft aber, wie er hinzusetzt, ab 15 Jahren komponiert. In seiner Geburtsstadt Budapest hat er parallel Klavier und Komposition studiert. 1956 ist Eröd – er war damals 20 Jahre alt – nach der Niederwerfung des antikommunistischen Aufstands in Ungarn nach Österreich gekommen und hat hier an der damaligen Musikakademie beides weiter studiert. Sozusagen Werkstudent, hat er ab 1958 als Korrepetitor beim



IVÁN ERÖD

Singverein der Gesellschaft der Musikfreunde gearbeitet. Als ihn aber Herbert von Karajan von dort weg an die Staatsoper engagieren wollte, lehnte Eröd ab: Erst müssten beide Studien abgeschlossen sein. Das hat mindestens irritierend gewirkt, aber 1961 waren die Studien abgeschlossen, und jetzt holte ihn Karajan an die Staatsoper. Als Pianist, also Korrepetitor.

Als Pianist war Eröd auch Gründungsmitglied des Ensembles „die reihe“ und nicht zuletzt geschätzter Klavierbegleiter für Sänger. Der Korrepetitor Iván Eröd hat seit 1962 in der Staatsoper auch Orchesterklavier gespielt, begonnen hat er mit Strawinskys „Petruschka“ und „Estro Arguto“, einem Ballett mit der Musik von Prokofjews Drittem Klavierkonzert, sowie mit Richard Strauss’ „Ariadne auf Naxos“; das waren seine ersten Kontakte mit dem Staatsoperorchester bzw. mit den Wiener Philharmonikern. In diesem Jahr 1962 hat Eröd auch bei der epochalen „Lulu“-Produktion im Theater an der Wien (mit den Wiener Symphonikern und Karl Böhm) korrepetiert, die Bühnenproben am Klavier begleitet und dann das Orchesterklavier gespielt. Am 17. und 18. Oktober 1964 war er Klaviersolist in einem von Karl Böhm geleiteten Philharmonischen Abonnementkonzert; seine solistischen Mitstreiter in Frank Martins „Petite Symphonie concertante“ waren Isolde Ahlgrimm am Cembalo und Hubert Jelinek an der Harfe. Gut 51 Jahre später steht sein

Name wieder auf dem Programm eines Konzerts der Wiener Philharmoniker, nun als Komponist und sogar mit einer Uraufführung.

Eröd betont aber, daß er nicht – das ist ihm sehr wichtig – vom Pianisten zum Komponisten geworden ist, sondern von Anfang an beides war. Nur, der Durchbruch als Pianist ging rascher wie der als Komponist. Für letzteres braucht es Zeit. Die Frage, wann sich dieser Durchbruch als Komponist denn eingestellt hat, beantwortet Eröd, ohne auch nur eine Sekunde zu zögern: Mit der Oper „Die Seidenraupen“ bei den Wiener Festwochen 1968 im Theater an der Wien. Der Komponist Iván Eröd war damit wirklich bekannt geworden, wenn auch, wie Eröd lächelnd bemerkt, nicht unbedingt beliebt. Diese Bekanntheit des Komponisten hat zwangsläufig dazu geführt, daß der Pianist Anfang der siebziger Jahre seine öffentlichen Auftritte eingestellt hat. Eröd bereut das heute, auch wenn der Zwang der Verhältnisse – der Beginn einer internationalen Komponistenkarriere, die Berufung als Hochschullehrer – keine andere Entscheidung erlaubt hat. Wer Iván Eröd nie als Pianist gehört hat, dem seien seine bei Gramola erschienenen Aufnahmen von Klaviersonaten Joseph Haydns empfohlen: Ganz große Interpretations-Klasse.

Warum Eröd als Komponist nun bekannt, aber nicht unbedingt beliebt geworden war? Er wurde nach den „Seidenraupen“ rasch „verdächtig erfolgreich“, wie er selbst sagt. Gerade deshalb galt er für viele als Renegat. Nach Abschluß seines Studiums ist er Teil der avantgardistischen Bewegung dieser Jahre geworden, er hat in Zwölftontechnik komponiert, er hat seriell komponiert, er war neugierig und hat das aufgenommen, was er in Budapest nicht gekannt hat, ja, nicht kennenlernen konnte. Aber langsam setzte eine Hinwendung zu einer anderen musikalischen Sprache ein, zu der, in der er sich schon von Jugend an ausgedrückt hat. Schönberg war für ihn interessant, aber er mußte erkennen, daß das nicht seine eigene Sprache sei. Diese Kehrtwendung zur Tonalität und zur formalen Arbeit, hat ihn dort deshalb besonders gefestigt, weil er andere Kompositionstechniken gekannt, ausprobiert, aber als für sich nicht adäquat erkannt hat. Daß er damit nicht der einzige war, aber in früher Erkenntnis handelte, das mag man fast fünfzig Jahre später mit Weitsicht bezeichnen dürfen. Fürs erste war er damals „schule-los“, nicht recht zu etikettieren, keiner Gruppe zuzuordnen, sondern ein Einzelgänger unter wenigen anderen. Er war noch dazu ein Einzelgänger, der nie an einem Netzwerk (mit-) gearbeitet hat.

Ob Iván Eröd Vorbilder gehabt hat, Personen, die ihn in besonderer Weise geprägt haben? Die Antwort kommt rasch und uneingeschränkt eindeutig. Béla Bartok hat ihn geprägt, obwohl er ihn nicht persönlich gekannt hat. Prägende Vorbilder waren seine Lehrer Zoltán Kodály (in Budapest) und Karl Schiske (in Wien).

Iván Eröd stammt aus einer Musikerfamilie. In der mütterlichen (und in der weiteren väterlichen) Familie gab es seit dem Ende des 19. Jahrhunderts Sänger. Die Mutter hat zwar ihr Klavierstudium abgebrochen, war aber eine ausgezeichnete Musikerin. Der Vater hat die Musik mehr gefördert als selbst ausgeübt. Aber der Boden war bereitet. Und von Iván Eröds eigenen fünf Kindern sind vier hauptberuflich in der Musik auf verschiedensten Gebieten tätig – am bekanntesten ist der Sohn Adrian – und eine Tochter ist Schauspielerin, hat also auch einen künstlerischen Beruf. Der Vater hat diese musikalische Entwicklung, wie er selbst sagt, nur „vorsichtig unterstützt“. Nach seiner Überzeugung wirkt die „Musikerfamilie“ von selbst, zu einem Teil genetisch, zum anderen sozial, weil die nächste Generation in und mit der Musik aufwächst. Seine Enkel scheinen „bürgerliche Berufe“ zu ergreifen, studieren z.B. Naturwissenschaften, da scheint sich keine musikalische Laufbahn abzuzeichnen. Aber das ist vielleicht nur ein Intermezzo. Auch Iván Eröds Mutter ist zwar, wie er sagt, in der Oper aufgewachsen, weil der Großvater Sänger war, musikalische Berufe haben seine Eltern trotzdem nicht gehabt. Dennoch hat er sich durch sie in Musik eingebettet gefühlt, ist er durch sie zum Pianisten und Komponisten geworden.

Es sollte ein Gespräch mit Iván Eröd über ihn als Komponist werden, aber wir haben noch viel geplaudert: Über die ungarische und die österreichische Musikkultur, die viele Berührungspunkte, aber doch selbständige Entwicklungen haben, über die Bedeutung der jüdischen Bevölkerung in der ungarischen Musik und jene der deutschen Minderheit, über die soziale Bedeutung der ungarischen Volksmusik bzw. der Volksmusiksammlung von Bartók und Kodály; sogar bis zur ungarischen und österreichischen Literatur sind wir gekommen. Ja, Iván Eröd ist eben ein gebildeter Schöngest.

Ob er eine Genugtuung sieht, wenn er nun in einem Philharmonischen Konzert in einer eigenen Komposition mit dem Publikum kommunizieren kann, war die letzte Frage. Ja, es ist für ihn eine Genugtuung und es freut ihn sehr, doch sieht er darin keinen Höhepunkt seiner Karriere, sondern eine Anerkennung seines Schaffens. Denn nach einem Höhepunkt kann es nicht mehr weitergehen, was also ein Stillstand wäre. Allein deshalb sieht er diesen Höhepunkt nicht, obwohl ihn in den letzten Monaten Zweifel geplagt haben – erstmals wirklich Zweifel in seinem Komponistenleben – ob er als Komponist weitermachen solle. Also doch ein Gefühl vom Höhepunkt? Nein, nein, winkt Eröd ab, das sei doch nur Koketterie, sozusagen am Vorabend des 80. Geburtstags, den er am 2. Jänner gefeiert hat. Ihn beschäftigt ja doch schon wieder ein neues Projekt. Das Komponieren sei zwar jetzt ein bißchen mühsamer als vor dreißig oder vierzig Jahren, aber das haben auch Haydn und Richard Strauss gewußt und deshalb auch nicht die Feder weggelegt.



IVÁN ERÖD